

Die Weinstraße schlängelt sich auf schmalen Pfaden durch mediterrane Natur. Pinien und Kiefern überziehen die sanften Hügel, Zikaden zirpen in Hainen mit den alten knorrigen Olivenbäumen, eine entspannte Ruhe schwebt über dem leuchtenden Grün der jungen Weingüter. Alt sind die acht Weingüter nicht, und erst seit 2016 sind sie durch die Weinstraße von Urla miteinander verbunden.

Der Weinbau erlebt zwar schon seit einigen Jahren in der gesamten Türkei eine Blüte, doch bei den internationalen Wettbewerben sind es die jungen Weine aus Urla, die ausgezeichnet werden. Die Pionierin war Bilge Ögünlü. Als sie in den Vereinigten Staaten von Amerika Architektur studierte, besuchte sie das Napa Valley. Nach ihrer Rückkehr gründete sie 1997 das Weingut Ulrice.

Sie und die anderen Winzer von Urla knüpfen an eine alte Tradition an. Über Jahrtausende waren in dieser Region, von der Herodot schrieb, dass das Klima nirgends so ideal sei, Trauben angebaut und Weine produziert worden. In der Antike sollen hier die besten Weine hergestellt worden sein. Sie gelangten in Amphoren über den Hafen von Klazomenai, wie Urla in der Antike hieß, nach Rom.

Das Wissen ging aber nach dem Ersten Weltkrieg verloren. Erst flohen im Herbst 1922 nach der Schlacht um Smyrna, das heutige Izmir, die Griechen Kleinasien. Im Jahr danach hatten dann alle Griechen, bis auf die in Istanbul, die neu gegründete Republik Türkei zu verlassen. Sie wanderten nach Griechenland aus, ihr Wissen nahmen sie mit. In die leer stehenden Dörfer und Häuser zogen Türken ein, die ihrerseits Griechenland verlassen mussten. Dort hatten sie Landwirtschaft betrieben und oft Tabak angebaut, was sie in ihrer neuen Heimat auch weiter taten. Rebstöcke nutzten sie nicht.

Ein weiterer Pionier ist Can Ortabaş. Er hatte in Izmir Restaurants und Einzelhandelsgeschäfte betrieben, als er vor zwanzig Jahren südlich von Urla 180 Hektar Land erwarb. Dann begann er, zu den Rebsorten zu forschen, die seit 1922 in Vergessenheit geraten waren. In den Dörfern, die die Griechen verlassen hatten, grub er die Wurzeln der Rebstöcke aus, er ließ sie genetisch analysieren und baute sie dann selbst an.

Chardonnay und Sauvignon blanc, Merlot und Syrah werden überall auf der Welt produziert, auch in Urla. Was jedoch allein Can Ortabaş mit seinem Weingut Urla Şarapçılık bieten kann, sind wieder entdeckte Rebsorten – etwa Urla Karasi und Boğazkere. Sie haben Ortabaş zum meistprämierten Winzer der Türkei gemacht. Dabei begann er erst 2010 mit dem Verkauf seiner Weine. Damals eröffnete er nahe dem idyllischen Dorf Kuşçular sein Weingut, das von einer leichten Anhöhe gekrönt ist. In den Kellern des flachen Baus lagern in französischen Eichenfässern 15 Weinsorten, neben den international üblichen vor allem die eigenen. Mehr als 300 000 Flaschen im Jahr möchte er nicht produzieren, sagt Ortabaş. Sonst würde sein Weingut eine Fabrik.

Es sind Entwicklungen wie diese jungen Weingüter, die den Zuzug betuchter und naturverbundener Türken vor allem aus Istanbul ausgelöst haben. Wer in der Türkei laute Unterhaltung sucht, macht in Bodrum Urlaub. Wer die Bequemlichkeit von All inclusive sucht, fliegt nach Antalya. Wer aber die Ruhe der Natur sucht, kommt auf die Halbinsel, auf der Urla liegt. Seit der Pandemie werden es immer mehr. Die Einheimischen wollen nun verhindern, dass



Urla entwickelt sich gerade zu einem Mekka für Kitesurfer, denn der Wind kann hier von keiner Bebauung gestört über die Bucht fegen.

Foto Mauritius

Nur die Ruhe bewahren

Seit der Antike wird in Urla Wein angebaut, aber auch Surfer und Historiker finden auf der türkischen Halbinsel optimale Bedingungen

Von Rainer Hermann



Anknüpfen an die Antike: Wein gedeiht seit Kurzem wieder in Urla.

Foto Mauritius

aus Urla ein zweites Bodrum wird oder gar ein zweites Antalya. Große Hotels gibt es daher nicht, und sie sind auch nicht geplant.

Vielmehr werden Wanderwege angelegt. Der wichtigste führt vom nördlichen Ende der erst wenig erschlossenen Halbinsel Karaburun, die in der Antike Mimas hieß, über Urla bis nach Ephesus im Süden (siehe Infokasten, Seite 42). Radwege mit einer Länge von 762 Kilometern sind entstanden oder entstehen gerade. Der Agro- und der Naturtourismus sollen ausgebaut werden, sagt der Arzt Levent Köstem aus Izmir.

Can Ortabaş hatte gerade sein Weingut eröffnet, da begann Köstem mit dem Bau eines Olivenmuseums. Köstems Familie stammt aus Drama im Norden Griechenlands. Sie ließ sich 1922 in Buca nieder, einem Stadtteil von Izmir. Die Griechen, die Buca hatten verlassen müssen, verschlug es ihrerseits nach Athen. Izmir ist bekannt für seine vielen Sammler. Köstem kaufte mit dem Geld, das er als Orthopäde verdiente, Geräte und Maschinen, mit denen Olivenöl hergestellt worden war. Um die Sammlung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, baute er im Dorf Uzunkuyu, wo die Weinstraße im Westen endet, das größte Olivenmuseum der Türkei.

Die Objekte dokumentieren, wie Olivenöl gewonnen wird. Der Prozess hat sich über die Jahrtausende kaum verändert. Die Objekte erzählen die Geschichte des Olivenöls, die in Palästina begonnen hat, wo es zunächst als Lichtquelle benutzt wurde, und sie zeichnen die Verbreitung im ganzen Mittelmeerraum nach. Griechen aus Izmir haben viele der ausgestellten Maschinen gebaut, die Issigonis waren eine der Familien. Ihr 1906 geborener Sohn Alexander wanderte nach England aus, wo er das Kultauto Austin Mini entwickelte.

Die Straße, die von Urla zum Olivenmuseum führt, streift die flache Bucht von Gülbahçe. Im flachen Wasser werden die Surfer von Lenkdrachen gezogen. Die Bucht zieht im Sommer 500 Kitesurfer an – oder mehr. Die Geräte kann man an mehreren Standorten ausleihen, die Unterkünfte sind spartanisch einfach. Der Standort profitiert davon, dass die Universität Izmir vor einigen Jahren ihr Institut für Neue Technologien hierher verlegt hat.

Vor zwei Jahren kam der 38 Jahre alte Tuğrul Albayrak aus Istanbul als Segellehrer nach Urla, und er sah, wie sehr sich die Bucht für das Kitesurfen eignet. Denn der Wind kann mit einer Urgewalt von mehr als 100 Stundenkilometern in die Bucht von Gülbahçe blasen, die nahezu unbebaut ist und viel länger als andere Surfstandorte. Für das Kitesurfen eigne sie sich besser als populäre Standorte wie Gökova und Alaçati. Er gründete eine Surfschule, zwei Schüler seien bereits Europameister geworden, sagt er stolz. Eines gefällt dem erfolgreichen Sportlehrer aber nicht: Auch wenn jeder zwischen sieben und siebenundsiebzig diesen Sport machen könne, werde er doch immer mehr ein Sport der Reichen.

An vielen Orten sind die Folgen des Bevölkerungsaustausches von 1922 zu sehen, auch auf der nur dünn besiedelten Halbinsel Karaburun, die sich nördlich des Dorfes Uzunkuyu und seines Olivenmuseums erstreckt. Auf Karaburun ließ Ortabaş nach den Reben der Griechen graben. In den vergangenen Jahren entdeckten auf Karaburun reiche Istanbuler die Dörfer Barbaros und Birgi, aus denen 1922 alle Griechen vertrieben worden sind, und sie lassen sich dort nieder.

Auf jedem Schritt stößt man auf Geschichte. Die Gegend zieht Naturfreunde und Agrotouristen an, auch Archäologen. Sie graben auch auf Karaburun. Nicht immer war der Bergzug

eine von Wasser umgebene Halbinsel. Vor 300 000 Jahren habe der Meeresspiegel 120 Meter tiefer gelegen, sagt der Archäologe Ahmet Uhri von der Universität Izmir. Einer der Wege des Homo sapiens von Afrika über die Levante und Anatolien bis nach Europa sei damals über Karaburun verlaufen. Artefakte aus jener Zeit, etwa das Beil eines Jägers und Sammlers, belegen diese Wanderung.

Als vor 12 000 Jahren nach dem Ende der Eiszeit der Meeresspiegel auf das heutige Niveau stieg, begannen die Menschen mit Landwirtschaft und Handel. Das früheste Anschauungsmaterial dazu liefert in Urla die Grabungsstätte Limantepe. Archäologen haben nur wenige Schritte östlich des heutigen Hafens eine Siedlung aus der mittleren Bronzezeit freigelegt. Sie datiert etwa auf 1500 v. Chr. und damit in die Zeit, in der Troja in seiner Blüte stand. Nun hoffen die Archäologen, bei weiteren Grabungen auf Spuren der frühen Bronzezeit oder gar aus dem Neolithikum zu stoßen. Die Bewohner von Limantepe waren ein indoeuropäisches Volk mit bislang unbekannten Namen. Sie handelten mit den Agrarprodukten des Hinterlandes, vor allem Oliven. Der Ort erkläre sehr gut den maritimen Handel der Bronzezeit, sagt Uhri.

Nur wenige Schritte von Limantepe entfernt haben sich die Archäologen Osman und Mualla Erkurt niedergelassen, als sie 2004 von Istanbul nach Urla gekommen waren. Als experimentelle Archäologen bauten sie anhand von Funden und Darstellungen auf Vasen ein typisches Handelsschiff der Bronzezeit nach. Der dickbauchige Handelsfrachter konnte 20 Tonnen transportieren. Bei Fahrten im östlichen Mittelmeer haben die beiden Erkurts mit ihrer Crew mehrfach die Seetauglichkeit des Frachters bewiesen. Auf dem

Fortsetzung auf der folgenden Seite

PHÄNOMENOLOGIE



OHNE MOBILTELEFON

VON CHRISTINE WOLLOWSKI

Der Schock kommt, als ich den Flughafen-Transfer bezahlen möchte. In Brasilien sind Bargeldzahlungen überholt, seit es die Sofortüberweisung Pix gibt. Für Pix braucht man ein Smartphone mit Bank-App. Ich wühle in meiner Tasche. Kein Handy zu finden. Nirgends. Eine Woche verreisen, ohne Handy? Ohne Online-stadtpläne und digitale Tickets? Ohne Verbindung zur Welt? Unmöglich!

Verzweifelt suche ich nach Rettungsmöglichkeiten: Könnte jemand in meine Wohnung gehen und mir das Gerät zum Flughafen bringen? Vielleicht ein Taxikollege? Der Fahrer lächelt milde und schweigt. Gibt es womöglich einen Bekannten, der den gleichen Flieger nehmen wird und bei mir vorbeifahren könnte? Dummer Gedanke: kein Handy, keine Whatsapp-Gruppe, in der Hilferufe gesendet werden könnten. Ich werde also analog reisen. Das letzte Mal habe ich das vor der Erfindung von E-Tickets getan.

In der Abflughalle schauen alle auf ihre Displays. Ich schaue ihnen dabei zu. Daumen wischen in schnellen Bewegungen Texte und Bilder zur Seite. Ohne Pause. Sind das so wichtige Personen, dass sie ständig kommunizieren müssen? Ein diskreter Seitenblick zeigt: Sie gucken Instagram-Stories. Möglichst viele Bilder auf dem Minidisplay zu verfolgen ist scheinbar gleichzusetzen mit: intensiv leben, Spaß haben, dazugehören.

Ich gehöre plötzlich nirgends mehr dazu: Stadtpläne gibt es nicht mehr in der Touristeninformation, nur einen QR-Code. Die Kellnerin im Restaurant bringt keine Speisekarte, sondern verweist – auf den QR-Code. „Hm, mal sehen, ob wir noch irgendetwas Gedrucktes dahaben“, knurrt sie, als sei meine Handylosigkeit ein Affront. Auch im Hotelzimmer wartet ein QR-Code statt Informationsbroschüren. Immerhin ist sie umweltfreundlich, diese Papierlosigkeit.

Ist diese Digitalkultur wirklich kontaktfördernd? Wer schaut sich all die Selfies und Entschnuten gesichter beim Einsteigen in den Flieger, im Bus zum Flughafengebäude und sogar am Gepäckband wirklich an? Später während der Gruppenreise bin ich die Einzige, die den Sonnenuntergang über dem Amazonas einfach nur genießt. Alle anderen stellen sich in Pose, bitten andere, sich in Pose zu stellen, filmen, bearbeiten, posten. Zugegeben: Hätte ich mein Handy dabei, würde ich auch fotografieren. Zu dramatisch feuerrot versinkt die Sonne im Wasser. Aber manche filmen sogar den Reiseleiter bei seinen Erläuterungen! Den Regen, den Stau und die Häuserfronten, an denen der Reisebus vorbeifährt! Später in der Bar betrachten sie die eigenen Werke kritisch und schicken sich gegenseitig die besten Schnappschüsse zu. Die lautesten Kommentare geben draußen die echt tropischen Aras ab, aber das merkt keiner.

Womöglich mache ich zu Hause im normalen Leben genau das Gleiche, was mir hier so absurd vorkommt: alles dokumentieren, ins beste Licht setzen, auf seine Verwertbarkeit bei Social Media prüfen. Gezwungen offline hänge ich meinen Gedanken nach. Bleiben nach so einer Reise eigentlich Erinnerungen in den Köpfen? Oder vor allem Datenmengen auf den Cloud-Servern? Brauchen wir überhaupt noch echte Reisen zu anderen Kontinenten, wenn das Live-Erlebnis als Extras nur ein paar Mückenstiche und einen Sonnenbrand bringt?

Was ich vielleicht am meisten genieße: Ich habe keine Ahnung, was zu Hause los ist. Nichts zu regeln, nichts zu beantworten, nichts zu entscheiden. Nach einer Woche sehe ich mein Handy wieder. Komplett entladen liegt es auf dem Küchentisch. Zwei Stunden später lösche ich großzügig Hunderte von ungelesenen Nachrichten in diversen Whatsapp-Gruppen. Kurz kommt mir der Gedanke, ich könne das Ding einfach dauerhaft ausschalten. War eigentlich ganz schön, meine kleine Reise in die Vergangenheit.